

*

MEDIALITÄT UND VERMITTLUNG VON LEHRE IM 14. UND 15. JAHRHUNDERT

*

Franziska Küenzlen

Lehrdichtung zwischen Mündlichkeit und Schriftlichkeit Die Bearbeitung von Jacobus' de Cessolis Schachtraktat durch Konrad von Ammenhausen

Um die Wende zum 14. Jahrhundert verfasste der Genueser Dominikaner Jacobus de Cessolis mit dem ›Liber de moribus hominum et officiis nobilium sive de ludo scaccorum‹ einen moraldidaktischen Traktat, der als Schachbuch bezeichnet wird, da er nach der Anordnung der Spielfiguren auf einem Schachbrett gegliedert ist. Bereits auf 1337 datiert die mittelhochdeutsche Verfassung von Konrad von Ammenhausen, deren Verse 19233–19336 das Akrostichon *Dis bûch tiht ich Cûnrat von Ammenhusen, in der stat ze Stein, da ich mûnich unde lûtprîester wuas. ich kunde es niht getihten bas* bilden. Ferdinand Vetter, der Herausgeber beider Texte, merkt dazu an: „Der Verfasser schliesst, wie er begonnen, mit dem Bekenntnis seiner Schwäche, mit der Bitte um Entschuldigung. Sie sei ihm gewährt!“¹ Ästhetisch konnte Konrad seine Kritiker nicht befriedigen; neben den „ganz besonders holperig“² gebildeten Versen, der „Kunstlosigkeit“ und der „hausbacken[en]“ Sprache³ ist es vor allem „notorische Weitschweifigkeit“⁴, die ihm zum Vorwurf ge-

¹ Das Schachzabelbuch Kunrats von Ammenhausen, nebst den Schachbüchern des Jakob von Cessole und des Jakob Mennel, hg. von Ferdinand Vetter, mit einem Exkurs über das mittelalterliche Schachspiel von Thassilo von Heydebrand und der Lasa, Frauenfeld 1892 (Bibliothek älterer Schriftwerke der deutschen Schweiz, Ergänzungsband), hier S. 843/844. Alle Zitate aus Konrads und Jacobus' Werken folgen dieser Ausgabe.

² Vetter (Anm. 1), S. XVII.

³ Gerard F. Schmidt, Konrad von Ammenhausen, in: ²VL, Bd. 5, Berlin 1985, Sp. 136–139, hier Sp. 138.

⁴ Oliver Plessow unter Mitwirkung von Volker Honemann und Mareike Temmen, Mittelalterliche Schachbücher zwischen Spielsymbolik und Wertevermittlung. Der

macht wird. Im Folgenden möchte ich zeigen, dass sich wesentliche Charakteristika der sprachlichen und strukturellen Gestaltung der mittelhochdeutschen Versfassung besser beschreiben und erklären lassen, wenn man die mediale Situation, in der die in der Dichtung enthaltene Lehre vermittelt wird, und das Publikum, für das sie gedacht ist, berücksichtigt. Dazu greife ich auf Überlegungen zurück, die von den romanistischen Linguisten Peter Koch, Wulf Oesterreicher und Brigitte Schlieben-Lange angestellt worden sind.

I. Bemühte Schriftlichkeit

Im Verlauf der vergangenen zwanzig Jahre haben Peter Koch und Wulf Oesterreicher einen theoretischen Ansatz zu einer differenzierten und terminologisch klaren Beschreibung des Verhältnisses von Mündlichkeit und Schriftlichkeit entwickelt, der für vielfältige diachrone und synchrone linguistische Fragestellungen Relevanz beanspruchen kann.⁵ Ausgangspunkt der Überlegungen ist die im Anschluss an Ludwig Söll vorgenommene Trennung der medialen Realisierung einer sprachlichen Äußerung (phonisch vs. graphisch) von ihrem konzeptionell mündlichen oder schriftlichen Aspekt, der sich nach Koch/Oesterreicher in den „varietätenbezogene[n] und diskurspragmatisch relevante[n] Optionen im sprachlichen Ausdruck“ (S. 348) zeige. Das gemeinsam in der Kirche gesprochene apostolische Glaubensbekenntnis weist in dieser Hinsicht mehr Merkmale konzeptioneller Schriftlichkeit auf als die auf einem Notizzettel hinterlassene Nachricht „Komme später“, unabhängig von ihrer medialen Realisation. Es gibt also durchaus sprachliche Äußerungen, in denen konzeptionell Schriftliches phonisch erfolgt und konzeptionell Mündliches graphisch. Die unbestrittene relative Häufung der Kombinationen konzeptionell mündlich/phonisch bzw. konzeptionell schriftlich/graphisch erklären Koch/Oesterreicher durch Affinität (S. 349f.).

Um Kurzschlüsse oder Missverständnisse zu vermeiden, die aus dieser Affinität entstehen könnten, setzen sie den konzeptionellen Aspekt auch terminologisch deutlich ab: Für konzeptionelle Schriftlichkeit verwenden sie den Ausdruck „kommunikative Distanz“, für konzeptionelle Mündlichkeit den der „kommunikativen Nähe“. Während es medial eine klare Dichotomie zwischen phonisch und graphisch gibt, ist unter dem Aspekt der Konzeption das Feld zwischen „Nähe“ und „Distanz“ als Kontinuum zu denken, das Koch/Oesterreicher mit Hilfe von kommunikativen Parametern wie Privat-

Schachtraktat des Jacobus de Cessolis im Kontext seiner spätmittelalterlichen Rezeption, Münster 2007 (Symbolische Kommunikation und gesellschaftliche Wertesysteme. Schriftenreihe des Sonderforschungsbereichs 496, Bd. 12), hier S. 90.

⁵ Zusammenfassend in Peter Koch und Wulf Oesterreicher, Schriftlichkeit und kommunikative Distanz, in: Zeitschrift für germanistische Linguistik 35 (2007), S. 346–375.

heit–Öffentlichkeit, Vertrautheit–Fremdheit der Kommunikationspartner, referenzielle Nähe–referenzielle Distanz, Dialogizität–Monologizität etc. gliedern (S. 350f.). Auf diese Weise können auf diesem Kontinuum nicht nur sprachliche Äußerungen aus unterschiedlichen Diskursen relativ zueinander positioniert werden, sondern es lassen sich auch Verschiebungen innerhalb des konzeptionellen Profils eines Diskurses erfassen. Bei einer Bewegung in Richtung des Pols „Distanz“ sprechen Koch/Oesterreicher von „Verschriftlichung“, in der umgekehrten Richtung von „Vermündlichung“ (S. 358f.).

Partiellen Einspruch gegen die Systematisierung von Koch/Oesterreicher hat Brigitte Schlieben-Lange erhoben: Die Erklärung ‘Affinität’ für den besonderen Zusammenhang phonisch/Nähe und graphisch/Distanz greife zu kurz, da die Möglichkeiten und Grenzen der Versprachlichungsstrategien konzeptioneller Art von den konstitutiven Merkmalen des gewählten Mediums abhingen. Dahinter stehe vielmehr ein elokutionelles Wissen⁶, das von der grundlegenden Analyse der medialen Bedingungen der Parole herrühre. Außerdem meldet sie Zweifel am Kontinuum zwischen kommunikativer Nähe bzw. Distanz an: Man könne komplexe sprachliche Situationen mit Hilfe der von Koch/Oesterreicher vorgeschlagenen situationellen Parameter zwar klassifizieren; bei den die Konzeptionalität betreffenden Entscheidungen handle es sich jedoch erneut um binäre Optionen – entweder man verfüge über die Möglichkeiten medialer Mündlichkeit wie Gestik, Mimik, Intonation, spontane Ergänzungen und Korrekturen bei Nicht-Verstehen des Gesprächspartners, oder nicht.⁷

Vor allem Schreibnovizen oder ungeübte Schreiber, deren sprachliche Äußerungen zuvor ausschließlich oder vor allem im Bereich der medialen Mündlichkeit erfolgt waren, zeigen bei ihren konzeptionellen Entscheidungen Unsicherheiten darin, wie sie mit den in der Schriftkommunikation verloren gegangenen Informationen aus Gestik, Mimik und Intonation umgehen sollen, und inwieweit sie das situationelle Umfeld explizit machen müssen, um dem entstandenen Text die nötige Autonomie zu geben, damit das Verständnis auch bei Absenz seines Produzenten gesichert ist. Hingegen wissen sie die Permanenz eines medial schriftlichen Textes, mit der die Flüchtigkeit und strikte Linearität der medialen Mündlichkeit überwunden wird, konzeptionell erst allmählich voll auszunutzen.⁸

Ein Beispiel für einen Text, dessen sprachliche Merkmale die Probleme ungeübter Schreiber sehr gut dokumentieren, ist die von Wulf Oesterreicher

⁶ Zum Begriff vgl. Eugenio Coseriu, *Sprachkompetenz. Grundzüge der Theorie des Sprechens*, bearbeitet und hg. von Heinrich Weber, Tübingen 1988 (UTB für Wissenschaft: Uni-Taschenbücher 1481), S. 89–132.

⁷ Brigitte Schlieben-Lange, *Les hypercorrectismes de la scripturalité*, in: *Cahiers de Linguistique Française* 20 (1998), S. 255–273, hier S. 266f.

⁸ Zu den Spezifika medialer Mündlichkeit bzw. Schriftlichkeit vgl. Schlieben-Lange (Anm. 7), S. 263f.

untersuchte *corónica* Alonso Borregáns.⁹ Borregán kann lesen und schreiben – so gut, dass er die letzte Folioseite seines Berichts, den er kurz vor 1565 nach dreißig Jahren Dienst als einfacher Soldat in Peru verfasst hat, eigenhändig leserlich niederschreibt (S. 389f.). Da seine Verbalisierungsstrategien aber den distanzsprachlichen Erfordernissen der Schriftkommunikation nicht genügen, beeinträchtigen unter anderen folgende Defizite das Textverständnis: mangelhafte Textgliederung, Exkurse ohne erkennbaren Informationswert, Wiederholungen, unmarkierte Subjektwechsel, Formulierungsschwierigkeiten bei komplexeren hypotaktischen Strukturen („Satz-Ungetüme“), expressiv-affektive Ausdrucksverfahren, ungenaue Textdeixis und unscharfe Referentialisierungen. In nächsprachlicher Kommunikation aber kommen eben diese Merkmale zum Einsatz, ohne das Verständnis ernsthaft zu gefährden; sie können dort sogar Ausfluss der Kommunikationsbedingungen selbst sein (S. 401–405). Oesterreicher spricht daher bei Schreibern wie Borregán von einer „nächstsprachlichen Prägung der Schriftkompetenz“ (S. 411).

Neben Texten wie dem Borregáns, bei denen eine unzureichende Einschätzung der medialen Zwänge und Möglichkeiten vorliegt und daher keine adäquaten Versprachlichungsstrategien beim Wechsel des Mediums gefunden werden, gibt es auch Beispiele, die eine weitere Zwischenstufe der Verschriftlichung festhalten. In ihnen zeichnet sich nach den Beobachtungen von Brigitte Schlieben-Lange¹⁰ ein Bewusstsein für die grundsätzlichen Probleme ab, die sich beim Wechsel vom mündlichen ins schriftliche Medium ergeben. Ein Interpunktionssystem, das zur Teilkompensation für die stimmliche Intonation dienen könnte, ist allenfalls rudimentär entwickelt (S. 265). Außerdem ist ein forciertes Bemühen darum zu beobachten, die das situationelle Umfeld betreffenden Angaben klar wiederzugeben, um dem Text insgesamt Autonomie zu verleihen. Das zeigt sich in der erhöhten Präsenz kohäsiver Merkmale wie anaphorischer Verweise durch Pro-Formen zur Verdeutlichung referentieller Bezüge und Konjunktionen oder Gerundivkonstruktionen zur syntaktisch-semanticen Verknüpfung von Propositionen. Koreferenz, Textdeixis und Konnexion sind offensichtlich als zentral für das Medium der Schriftlichkeit erkannt worden; die Konzentration auf diese Bereiche führt zu einem übertriebenen, hyperkorrekten Einsatz ihrer Elemente (S. 257–261 und 265).¹¹ Dieses Phänomen – schriftliche Formulie-

⁹ Wulf Oesterreicher, Kein sprachlicher Alltag. Der Konquistador Alonso de Borregán schreibt eine Chronik, in: Sprachlicher Alltag. Linguistik – Rhetorik – Literaturwissenschaft, hg. von Annette Sabban und Christian Schmitt, Tübingen 1994 (Festschrift für Wolf-Dieter Stempel 7. Juli 1994), S. 379–418.

¹⁰ Schlieben-Lange (Anm. 7).

¹¹ Für den umgekehrten Fall – konzeptionell schriftliche Textproduktion im Medium der Mündlichkeit – konnten Gunther Eigler, Thomas Jechle, Gabriele Merziger und Alexander Winter, Wissen und Textproduzieren, Tübingen 1990 (ScriptOralia 29) in einer Ver-

rungstechniken, die genau das übertreiben, was als typisch für die schriftsprachliche Kommunikation identifiziert worden ist – bezeichnet Schlieben-Lange als „Bemühte Schriftlichkeit“ (S. 255). Dass es sich dabei nicht um ein einzelsprachliches Phänomen handelt, sondern die allgemein-sprachliche Ebene betroffen ist, lässt sich daran ablesen, dass Schlieben-Lange vergleichbare Auffälligkeiten in fünf Texten ähnlichen Typs, aber unterschiedlicher Sprache, Zeit und Diskurstradition nachweisen kann (S. 261).

Demnach können die im Bereich der Romanistischen Linguistik angestellten Überlegungen zur Nähe- bzw. distanzsprachlichen Prägung von Texten und der Abhängigkeit ihrer Versprachlichungsstrategien vom Medium ihrer Realisation auch auf andere einzelsprachliche Konstellationen übertragen werden. Die Brauchbarkeit der vorgestellten Terminologie soll im Folgenden anhand eines Vergleichs der Schachtraktate des Jacobus de Cessolis und Konrads von Ammenhausen sichtbar gemacht werden.

II. Jacobus de Cessolis

Der Schachtraktat des Jacobus war im 14. und 15. Jahrhundert ein weit verbreiteter Text.¹² Verantwortlich sind dafür vor allem zwei Faktoren: Jacobus de Cessolis nutzt in ihm das Schachbrett und seine Spielfiguren als Metapher für die Welt und die in ihr lebenden Menschen, indem er die einzelnen Spielfiguren als Vertreter von Gruppen der menschlichen Gesellschaft deutet. Der ›Liber de moribus‹ erhält so einen welterklärenden und ordnungsstiftenden Charakter.¹³ Weiterhin sind jeder Figur Tugenden zugeordnet, die wiederum anhand von Exempeln illustriert werden, die in der Regel der paganen antiken Literatur entstammen. Auf diese Weise entsteht eine Sammlung mehr

suchsreihe ein komplementäres Phänomen beobachten: Probanden, die ihren Text medial mündlich, jedoch in einer distanzsprachlichen Situation am Mikrophon ohne konkreten Rezipienten verfassen sollten, setzten mehr kohäsive Elemente ein als die schriftliche Texte produzierende Vergleichsgruppe, offensichtlich, um die Flüchtigkeit der gesprochenen Sprache zu kompensieren (S. 130). Bei einer Transkription dieser Texte entstünde der Eindruck hyperkorrekter Kohäsion. Eine erhöhte Dichte kohäsiver Elemente kann damit als Reaktion auf distanzsprachliche Erfordernisse gewertet werden, die zwar von den konstitutiven Kommunikationsbedingungen der gesprochenen Sprache ausgehen, aber nicht zwingend kennzeichnend für die medial mündliche Textproduktion sind.

¹² Es sind allein 129 lateinische Handschriften nachgewiesen, deren Provenienz aus dem mittelalterlichen deutschsprachigen Raum zweifelsfrei gesichert ist, vgl. Plessow (Anm. 4), S. 269–388. Informationen über die Quellen zu Autor und Datierung des Werks unter Diskussion des Forschungsstandes ebd., S. 46–51.

¹³ Vgl. dazu Thomas Cramer, Allegorie und Zeitgeschichte. Thesen zur Begründung des Interesses an der Allegorie im Spätmittelalter, in: Formen und Funktionen der Allegorie. Symposium Wolfenbüttel 1978, hg. von Walter Haug, Stuttgart 1978 (Germanistische Symposien. Berichtsbände 3), S. 265–276, hier S. 269–271.

oder weniger historischer Anekdoten, die primär der moralischen Unterweisung dienen, aber auch einen deutlichen Unterhaltungswert haben.

Jacobus nutzt die Schachbildlichkeit aber nicht nur als Metapher für die Welt, sondern vor allem zur internen Organisation des ›Liber de moribus‹. Er gliedert den Text zunächst in vier Teile. Der erste berichtet von den Umständen, die zur Erfindung des Schachspiels geführt haben. Der zweite behandelt die 'edlen' Figuren der hinteren Reihe: König, Königin, die als Richter gedeuteten Läufer, die als Ritter gedeuteten Springer und die als Stellvertreter des Königs gedeuteten Türme mit den ihnen jeweils zugeordneten Tugenden. Im dritten Teil des Buches wird dieses Prinzip fortgesetzt, da auch jeder der Bauern mehrere Bevölkerungsgruppen, vor allem Handwerker, repräsentiert. Der letzte Teil des Buches handelt von der Zugweise der Figuren, die ebenfalls auf Rechte, Pflichten und Möglichkeiten der jeweiligen Figur hin durchsichtig gemacht werden.

Während der erste und der vierte Teil vor allem durch Aufzählungen weiter untergliedert sind, erhält in den Teilen zwei und drei jede Figur ein eigenes Kapitel, das in stereotyper Weise aufgebaut ist: Auf eine Überschrift folgt eine Beschreibung der Figur und ihrer Attribute mit einer Ausdeutung der einzelnen Bildelemente, dann die der Figur zugeordneten Tugenden mit den illustrierenden Sentenzen und Exempeln. Zusätzlich zur immer gleichen Anordnung strukturiert Jacobus die Kapitel auch dadurch, dass er zur Markierung eines Abschnittsbeginns immer wieder die gleichen Wortfolgen verwendet. Die Struktur des Traktats wird in einigen Handschriften zusätzlich durch einen Zyklus von Illustrationen gestärkt, der neben einem Autorenbild am Anfang Abbildungen der 13 Figuren, des Schachbretts und der sechs verschiedenen Zugweisen der Figuren umfasst. Zwar sind die Illustrationen für das Textverständnis nicht notwendig, die detaillierten Figurenbeschreibungen legen aber eine visuelle Umsetzung nahe.¹⁴

Die straffe Organisation des Textes, die durch die feste, durch die Schachregeln vorgegebene Position der Figuren auf dem Spielfeld zusammengehalten wird, ermöglicht ein zielgenaues Auffinden des in ihm enthaltenen Materials, insbesondere dann, wenn man anhand der räumlichen Anordnung der Figuren auf dem Spielfeld sich die ihnen zugeordneten Tugenden merkt.¹⁵ Einen alternativen Zugriff unter Umgehung der Schachbildlichkeit schaffen die einigen Handschriften beigegebenen alphabetischen Tugend- und Exempelregister. Durch sie wird der Charakter des Traktats insofern verändert, als

¹⁴ Vgl. Plessow (Anm. 4), S. 53–60 (Makrostruktur und Binnengliederung) und S. 179–237 (Illustration, insb. S. 230–232).

¹⁵ Pamela Kalning, Der Ritter auf dem Schachbrett. Ritterliche Tugenden im Schachzabelbuch Konrads von Ammenhausen, in: *Chess and Allegory in the Middle Ages*, hg. von Olle Ferm und Volker Honemann, Stockholm 2005 (Sällskapet 12), S. 173–215, hier S. 190f. Plessow (Anm. 4), S. 61–63, 232–235, zweifelt generell an einem den Einsatz der Schachbildlichkeit begründenden mnemotechnischen Konzept.

der Aspekt der Ständedidaxe zurückgedrängt, der der Exempelsammlung hervorgehoben ist.¹⁶ Sowohl Textstruktur als auch Register weisen aber darauf hin, dass im ›Liber de moribus‹ weniger konsekutiv als vielmehr selektiv gelesen und gezielt nachgeschlagen wird. Er ist also kein Buch, das für den direkten Einsatz in der moraldidaktischen Belehrung gedacht ist, sondern eine Materialsammlung für mit seelsorgerlichen Aufgaben betreute Personen, die als ‘Multiplikatoren’ deren Inhalte weiter verbreiten sollen. Auf diese Zielgruppe scheint bereits der Prolog hinzuweisen, in dem Jacobus’ Autor-Ich behauptet, der Niederschrift des Buches sei ein Zyklus von Predigten vorausgegangen. Unabhängig vom Wirklichkeitsbezug dieser Aussage kann sie als Leseanweisung verstanden werden, aus dem Inhalt des Buches erneut Predigten zu machen.¹⁷ Untersucht man die Mitüberlieferung und Provenienz der erhaltenen Handschriften, so bestätigen auch sie diesen Verwendungszweck: Der Traktat ist häufig gemeinsam mit Predigtsammlungen überliefert und überwiegend im Besitz von Orden (vor allem Benediktiner und Mendikanten) sowie Pfarrbibliotheken nachgewiesen.¹⁸

Die sprachliche Gestaltung des ›Liber de moribus‹ weist ebenfalls auf seine Funktion als Materialsammlung zur Predigtvorbereitung hin. Betrachten wir in dieser Hinsicht die im zweiten Teil in das Kapitel über die Figur des Königs eingefügte Geschichte vom Schmied Perillus:

Debet [rex] etiam impietatem detestari. Difficile michi videtur pium hominem in pia morte perire et crudeles homines crudeli morte legimus interemptos. Nam refert Orosius, quod quidam Perillus nomine et metallorum opifex, credens complacere Phalaridi tyranno crudeli, qui Argigraetinos depopulabatur et exquisitis tormentis cruciabatur, fecit thaurum magnum ereum et in thauri latere fecit ostiolum, per quod intromitterentur qui morte erant dampnandi, ut ita supposito ingne [!] cruciarentur, cumque inclusi vociferarent pre pena, non videretur vox humana, sed feralis et ad hoc Phalarides ad impietatem moveretur. Cum autem opus factum nimie crudelitati aptum regi Phalaridi presentasset, opus rex laudavit, inventionem autem ac inventorem eius execrans dixit. In te primum accipies et probabis, quod incrudeli [lies: mihi crudeli]¹⁹ tu crudelior presentasti. Nam ipsum artificem sua inventione punivit; nulla enim lex equior, quam necis artifices arte perire sua, ut dicit Ovidius de arte amandi: Et Phalaris thauri violenti membra Perilli/Torruit; infelix inbuit actor opus. Item Ovidius: Dixerat. at Phalaris: pene mirande repertor, /Ipse tuum primus inbue – dixit – opus. Versus: Lex est equa satis: referre dolore dolorem, /In caput, unde venit egressus, habere regressum.²⁰

¹⁶ Plessow (Anm. 4), S. 161–174.

¹⁷ Plessow (Anm. 4), S. 46f.

¹⁸ Plessow (Anm. 4), S. 110–131 und S. 238–254.

¹⁹ Angesichts der ebenfalls belegten Lesart *mibi crudeli* und der übertragenden Übersetzung Konrads von Ammenhausen kann geschlossen werden, dass in Konrads lateinischer Vorlage *mibi crudeli* gestanden haben muss.

²⁰ Unter Auslassung der Lesarten zitiert nach Vetter (Anm. 1), S. 97f–101f. Übs. F. K.

[Auch muss der König frevelhaftes Verhalten verachten. Es scheint mir nämlich selten vorzukommen, dass ein rechtschaffener Mensch eines frevelhaften Todes stirbt, und man hat [oft] gelesen, dass grausame Menschen durch einen grausamen Tod umkamen. Denn Orosius berichtet, dass ein Schmied mit Namen Perillus einen großen ehernen Stier herstellte, weil er glaubte, dem grausamen Tyrannen Phalaris dadurch zu gefallen, der die Bewohner von Agrigent ausplünderte und mit ausgesuchten Foltern quälte. In die Seite des Stieres machte er ein Türchen, durch das zum Tode Verurteilte hinein gestoßen werden sollten, so dass sie auf diese Weise, wenn darunter ein Feuer entfacht worden wäre, gemartert würden, und, wenn die Eingeschlossenen vor Qual schrien, ihre Stimmen nicht menschlich, sondern die eines Tieres zu sein schienen, und Phalaris dadurch zu frevelhaftem Verhalten angeregt würde. Als er aber das fertige, für grausames Tun [nur] allzu gut geeignete Werk dem König Phalaris gezeigt hatte, lobte der König das Werk, die Erfindung aber und den Erfinder verfluchte er und sagte: „An dir selbst als erstem wirst du erfahren und unter Beweis stellen, dass du dich mir, einem Grausamen, als noch grausamer gezeigt hast.“ Er bestrafte nämlich den Künstler selbst mit seiner Erfindung; denn kein Gesetz ist gerechter, als dass die Künstler des Todes an ihrer eigenen Kunst zugrunde gehen, wie Ovid in ›de arte amandi‹ sagt: *Und Phalaris röstete im Stier die Glieder des grausamen Perillus; der unglückliche Schöpfer weihte sein Werk selbst ein*. Desgleichen Ovid: *So sprach er. Darauf Phalaris: „Erfinder der denkwürdigen Bestrafung, weihe du selbst als erster“, so sagte er, „dein Werk ein“*. Ein weiterer Spruch: *Es gibt ein hinreichend gerechtes Gesetz, nämlich Schmerz durch Schmerz zu erstatten; er komme auf den Kopf zurück, von dem er seinen Ausgang genommen hat.*“]

Die Formulierung *debet etiam* zu Beginn ist eine der stereotypen Wortfolgen zur Markierung eines neuen Abschnitts. Sie verdeutlicht, dass vor der Figur des Königs zugeordneten Tugend *impietatem detestari* bereits andere Tugenden behandelt wurden, ohne dass diese noch einmal genannt würden. Als Begründung für die Forderung, Frevel zu verabscheuen, gibt ein Sprecher-Ich den Zusammenhang zwischen frevelhaftem Tun und frevelhaftem Sterben an, für den es ein Orosius entnommenes Exempel anführt. Dessen Inhalt ist in zwei Sätzen abgehandelt: Im ersten wird erzählt, was der Schmied Perillus warum tut, im zweiten, warum der Tyrann Phalaris wie darauf reagiert; die Geschichte ist also auf ihr Erzählgerüst reduziert. Den Abschluss bilden eine Zusammenfassung (*necis artifices arte perire sua*) sowie zwei Ovid-Zitate und eine Sentenz, um die Gültigkeit des Abschnitts durch Autoritäten abzusichern. Der Zusammenhang zwischen Tugendforderung und Exempel wird also nicht durch eine griffig formulierte Lehre am Ende explizit hergestellt, sondern muss vom Rezipienten anhand der Textinformationen selbst generiert werden. Diese sind, ebenso wie die Anbindung des Abschnitts an das Vorhergehende, zwar knapp, aber in hinreichender Weise kohärent, so dass diese Aufgabe vom Rezipienten auch erfüllt werden kann.

Die kohäsiven Mittel zur Verknüpfung an der Textoberfläche sind ebenfalls sparsam und zweckmäßig eingesetzt: Durch Substitution (*Perillus/metallorum opifex/inventor/artifex/actor/repertor*; *Phalaris/tyrannus/rex*; *thaurus ereus/opus/inventio*) und die den synthetischen Sprachbau des

Lateinischen kennzeichnenden kongruenten Formen ist stets klar, von wem oder von was die Rede ist. Die Rekurrenz der Begriffe *impietas/impius/pius*, *crudelis/crudelitas* und *mors* verknüpfen die Tugendforderung und ihre Begründung mit dem Exempel. Kausale, temporale und konsekutive Konjunktionen (*quod, cum, ut*) sowie Partizipialkonstruktionen adverbialer Sinnrichtung (*credens, supposito igne, execrans*) markieren den logischen Zusammenhang der Propositionen. Konnektoren (*et, -que, ac*) und Korrelativa (*non – sed*) hängen gleichgeordnete Informationen aneinander, und Relativsätze verbinden Zusatzinformationen mit ihren Bezugswörtern. Auf diese Weise entstehen komplexe, hypotaktisch organisierte Sätze, deren Konstruktion aber stets regelkonform durchgeführt und deren Sinn klar verständlich bleibt.

Auffällig ist weiterhin der nüchterne, keine emotionale Beteiligung²¹ verratende Stil. Damit ist bereits einer der distanzsprachliche Kommunikation kennzeichnenden Parameter von Koch/Oesterreicher erfüllt. Hinzu kommen die schwache Markiertheit des Sprecher-Ichs, die die Monologizität des Textes unterstreicht, die Öffentlichkeit der Kommunikationssituation, die Fremdheit der Kommunikationspartner, deren raum-zeitliche Getrenntheit und den dadurch bedingten Ausfall kommunikativer Kooperation, sowie referentielle Distanz, Themenfixierung und Situationsentbindung. Zugleich schöpft Jacobus für seinen Text die konstitutiven Möglichkeiten des Schriftmediums voll aus, indem er ihm eine straff organisierte, paradigmatische Struktur gibt, die einen holistischen Zugriff auf das Textganze ermöglicht und selektives Lesen als Rezeptionsform nahelegt. Beim ›Liber de moribus‹ handelt es sich um einen Text, der in medialer wie konzeptioneller Hinsicht ausgeprägte Merkmale der Schriftlichkeit zeigt.

III. Konrad von Ammenhausen

Über Konrad von Ammenhausen ist wenig mehr als das bekannt, was er selbst im Akrostichon seines Schachbuchs angibt. Man geht davon aus, dass er Mönch des Benediktinerklosters in Stein am Rhein war. Diese Annahme wird zusätzlich durch eine Urkunde gestützt, in der neben dem Abt des Georgsklosters ein Mönch *de Ammenbusen* als Zeuge auftritt, der mit einiger Wahrscheinlichkeit auch derselbe ist, der zweimal eine Basilius-Handschrift aus der Bibliothek des Klosters Reichenau entleiht.²² Sollte dieser Mönch mit

²¹ Zu den wenigen Ausnahmen, bei denen dies im ›Liber de moribus‹ nicht der Fall ist, vgl. Oliver Plessow, Kulturelle Angleichung und Werteuniversalismus in den Schachzettelbüchern des Mittelalters, in: *Chess and Allegory* (Anm. 15), S. 57–97, hier 78–87.

²² Vgl. Plessow (Anm. 4), S. 75. Alle Quellen zu Konrad inklusive der aus ihnen gezogenen Schlüsse diskutiert Iris Müller, *Konrad von Ammenhausen's 'Chess-Book'. A Case Study of Late Medieval Book Production and Readership*, Diss. Yale 2005, S. 65–78.

Konrad identisch sein, so belegt die Ausleihe sein Bemühen, sich auch Bücher zu besorgen, die in seinem Kloster nicht vorhanden waren.

Ansonsten können über Konrads Bildungsstand nur Schlüsse aus dem ›Schachzabelbuoch‹ und der in ihm vom Sprecher-Ich, das über das Akrostichon eng mit Konrads historischer Figur verbunden ist, gemachten Angaben gezogen werden: Konrad kann genügend Latein, um den ›Liber de moribus‹ zu verstehen und zu übersetzen. Allerdings beklagt er zum einen die schlechte Textqualität seiner Vorlage, zum anderen die Schwierigkeit, dass ihm Jacobus' Quellentexte häufig nicht vorlägen, so dass ihm bei der Klärung dunkler Stellen oftmals auch der Rat anderer Lateinkundiger nicht weiterhelfen konnte (V. 8713–8753). Angesichts der Überlieferungsvarianz in den lateinischen Handschriften entbehren solche Klagen nicht der Grundlage. Bedingt Aufschluss über Quellentexte, die Konrad zur Verfügung standen, geben seine Ergänzungen zu Jacobus' Text, die vor allem der Bibel und dem ›Corpus iuris canonici‹ entnommen sind.²³ Das Besondere daran ist, dass er genau markiert, was er hinzugefügt hat, und seine Hinzufügungen in der Regel mit sehr genauen Quellenangaben versieht.²⁴ Diese Bearbeitungsweise zeigt seinen hohen Respekt vor dem Original,²⁵ der in dem Wunsch gipfelt, sein Buch möge in einer zweisprachigen Ausgabe überliefert werden, damit man jederzeit sehen könne, was er wo hinzugefügt habe (V. 8776–8786). Zudem führt Konrad den seiner Ansicht nach hohen didaktischen Wert des ›Liber de moribus‹ in seinem Prolog explizit aus (V. 167–207).

Konrad ist also durchaus mit Werken der schriftlichkeitsgeprägten lateinischen Literatur vertraut; seine Aufgaben als Leutpriester veranlassen ihn aber vor allem zur Produktion medial mündlicher Texte, insbesondere Predigten. Damit entspricht er dem Zielpublikum von Jacobus' Traktat: Kleriker mit Vermittlungsfunktion. Konrads Aufgabe ist es, das im ›Liber de moribus‹ zur Verfügung gestellte Material für den 'Endverbraucher' aufzubereiten.²⁶

²³ Müller (wie Anm. 22), S. 67–70, versucht genauer zu rekonstruieren, was Konrad gelesen haben kann.

²⁴ Z. B. V. 6794–6797: *an dem êrsten buoche man list, / das Machabeorum ist genant / (an dem schachzabelbuoch ich dis niht vant, / ich vand es an dem, das ich nand ê)*; ebenso V. 2177–2195: *(dis stuont niht an dem buoche gar; / doch hab ich es geschriben har / und gedâhte, das es schadte niht, / ob ich es wurf in dis getiht, / sîd es ûf ein materie gât, / und noch ein spruch, der hienâch stât: / An den herren ist ze loben das, / das si strâfen âne has / und rechen mit bescheidenheit / dur sreht, als sant Gregorius seit / an einem buoche, das man nennet / decrêt; swer es erkennet, / das selbe buoch, der suoch es, dâ / dû einlîfte sache geschriben stâ, / darnâch an der driten vrâge [...]).* Vetter (Anm. 1), S. 115/116, Anm. 57, kann den *spruch* tatsächlich im Corp. iur. can. 2, caus. 11, quaest. 3, can. 61 nachweisen.

²⁵ Vgl. dazu auch Kalning (Anm. 15), S. 188f.

²⁶ Plessow (Anm. 4), S. 264. An jeweils einem konkreten Beispiel untersuchen Konrads Bearbeitungsweise Kalning (Anm. 15) und Müller (Anm. 22), S. 85–89, sowie Burghart Wachinger, *pietas vel misericordia*. Exempelsammlungen des späten Mittelalters und

Dass das ›Schachzabelbuoch‹ dieses Publikum auch erreichte, zeigt sich daran, dass Konrad-Handschriften im 14. und 15. Jahrhundert vor allem im Besitz von Adeligen, Patriziern und Stadtbürgern nachgewiesen werden können.²⁷ Mit dem Zielpublikum verändert sich auch die Art der Rezeption: Gezieltes Nachschlagen und selektives Lesen wird von einer Tendenz zur konsekutiven Lektüre abgelöst. Die paradigmatische Organisation des Textes anhand der Schachmetapher verliert damit einen Teil ihrer Funktion.

Das zeigt sich bereits in Konrads Bearbeitung selbst: Die Einteilung des Buches in vier Teile wird zwar noch betont, aber die Kapitel zu den einzelnen Figuren sind durch verbindende Sätze verknüpft, so dass die bei Jacobus klar markierten Kapitelgrenzen verwischt werden. Die enge Anbindung der Ordnung des Textes an die Schachbildlichkeit wird dadurch nicht unerheblich gelockert, was sich auch im Lay-out der Konrad-Überlieferung niederschlägt. Einen Extremfall stellt die der Lauber-Werkstatt entstammende Stuttgarter Handschrift (Cod. poet. et phil. 2° 2) von 1457 dar.



Stuttgart, Württembergische Landesbibliothek, cod. poet. et phil. 2° 2, f. 43r

ihre Umgang mit einer antiken Erzählung, in: *Kleinere Erzählformen im Mittelalter*. Paderborner Colloquium 1987, hg. von Klaus Grubmüller, L. Peter Johnson und Hans-Hugo Steinhoff, Paderborn 1988 (Schriften der Universität-Gesamthochschule Paderborn. Reihe Sprach- und Literaturwissenschaft 10), S. 225–242, hier S. 234–237.

²⁷ Plessow (Anm. 4), S. 131–134, und Müller (Anm. 22), S. 163–239.

Konrads Text ist in 220 durch Tituli und ein Inhaltsverzeichnis hervorgehobene, an den Exempeln orientierte Untersegmente unterteilt; damit wird die Schachmetaphorik ihrer textgliedernden Funktion beraubt.²⁸ Hinzu kommt, dass in diesem Kodex die Zahl der Illustrationen auf 145 angestiegen ist. Neben den 21 Bildern des Grundzyklus (Figuren, Schachbrett, Zugweise) sind hier auch die einzelnen Exempel illustriert (s. Abb.); dadurch wird der Charakter des Textes als Anekdotensammlung noch zusätzlich unterstrichen.²⁹

Wenden wir uns nun der Bearbeitungsweise Konrads anhand des Exempels vom Schmied Perillus zu (V. 2356–2474). Die Art der inhaltlichen Umsetzung zeigt deutlich, dass Konrad die Erfordernisse einer Bearbeitung des ›Liber de moribus‹ für ein Laienpublikum erkennt und ihnen nachkommt. Er spitzt nämlich seinen Text auf eine im ›Liber de moribus‹ angelegte Interpretation zu, die Tugendforderung und Exempel in überzeugender Weise verbindet. Konrads Fassung wirkt in dieser Hinsicht kohärenter als seine lateinische Vorlage, ist dafür aber auch dreimal so lang. Die Episode beginnt – anders als bei Jacobus – mit der expliziten Erwähnung der zuvor behandelten Tugenden *mülder muot und erbermekeit* (V. 2027) sowie *wârheit* (V. 2261). Das ist eines der Beispiele dafür, dass Konrad im Gegensatz zu Jacobus die syntagmatischen Bezüge innerhalb des Textes stärkt. Als dritte Tugendforderung folgt dann keine abstrakt gehaltene Formulierung wie *impietatem detestari*, sondern der konkrete Auftrag an den König, diejenigen zu strafen, die ihn Grausamkeit lehren wollen. Im eigenständig hinzugefügten Schlussabschnitt der Episode wird genau dieses wieder aufgenommen:

ich wölte, in allen beschâhe alsô,
die herren râtent üblû ding;
wand menges übels urspring
kunt von bösen râtgeben. (V. 2460–2463)

Jacobus' Forderung, frevelhaftes Verhalten zu verabscheuen, erscheint hier als Warnung vor schlechten Ratgebern. Gleichzeitig warnt Konrads Sprecher-Ich auch die Ratgeber selbst:

doch weis ich wol, als ich leben:
swer eim herren gât üblen râ,
ob er ims under danne empfât
wol, er wirt im doch iesâ
von herzen niemer holt darnâ,
wenne er sich rehte des verstât,
das er im übel gerâten hat. (V. 2464–2470)

²⁸ Plessow (Anm. 4), S. 87–91.

²⁹ Plessow (Anm. 4), S. 221–229. Abbildung nach Carmen Bosch-Schairer: Konrad von Ammenhausen. Das Schachzabelbuch. Die Illustrationen der Stuttgarter Handschrift (Cod. poet. et philol. fol. N° 2) (Litterae. Göppinger Beiträge zur Textgeschichte 65), Göppingen 1981, S. 21.

Schlechte Ratschläge zu erteilen, so weiß das Sprecher-Ich ganz genau, zahlt sich nicht aus. Wie als einen Beweis führt es danach zum Abschluss der Episode noch einmal die Bestrafung des Schmiedes an, die seiner Meinung nach angemessen und gerechtfertigt war. Neu gegenüber Jacobus ist nicht nur die explizite Ausformulierung der Lehre, sondern auch die starke Markierung des Sprecher-Ichs, das insofern persönliche Beteiligung am Geschehen erkennen lässt, als es die Lehre an eigenes Erfahrungswissen anbindet.

Einleitung und Schluss der Episode bilden bei Konrad also eine stark aufeinander bezogene Klammer, in die sich die Geschichte vom ehernen Stier perfekt einpasst. Seine Disposition des Abschnitts lässt an Klarheit nichts zu wünschen übrig. Man kann auch nicht sagen, dass Konrad den Sinn der Geschichte im lateinischen Original durch die Zuspitzung auf die bösen Ratgeber grundsätzlich verändert hätte, denn auch bei Jacobus dient die Geschichte zur Illustration der Aussage 'Bös geht böz zugrunde'.

Beim Erzählen der eigentlichen Geschichte wird ebenfalls Konrads Bemühen deutlich, deren Sinn so klar wie möglich herauszuarbeiten. So hat er z. B. die direkte Figurenrede des Königs Phalaris am Ende der Erzählung stark ausgebaut. Drei ihrer Verse

was ich niht sus grüwlich genuog?
ir müesent mich grössern unvuog,
meister, hie niht lëren. (V. 2449–2451)

finden ihre fast wörtliche Entsprechung in einem früheren Teil der Erzählung, wo Konrads Sprecher-Ich im Anschluss an die Beschreibung von Phalaris' Grausamkeit Einblick in die Motivation des Schmiedes gibt:

disü jâmerliche nôt
dühte Perillum niht genuog,
er wolte in in grössern unvuog
hân brâht. [...] (V. 2386–2389)

Der König in Konrads Erzählung ist also klug genug, die Absicht des Schmieds zu durchschauen und ihn so als schlechten Ratgeber zu erkennen.

Abgesehen von diesen Bezügen auf der Wort- und Inhaltsebene der Erzählung sorgt Konrad noch auf andere Weise dafür, dass die Wahrnehmung seiner Leser bzw. Hörer auf das gelenkt wird, was er für den entscheidenden Punkt hält. Dazu gewährt er seinem Sprecher-Ich eine starke Präsenz innerhalb der Erzählhandlung. Das Sprecher-Ich informiert nicht nur über die Motivation des Schmiedes, sondern es charakterisiert auch beide handelnde Figuren in derselben negativen Weise (V. 2378f. über Phalaris: *er hate wênig minne / zuo keinen milten dingen*; V. 2414f. über Perillus: *sin herz was miltekeite blôs; / das wol an disem werke schein*). Außerdem kommentiert es das Geschehen vorausdeutend, indem es die zum Sprichwort gewordene Psalterstelle (Ps 7,16) 'Wer andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein' zitiert:

[...] dô beschach im, als da stât,
das her David gesprochen hât

an dem salter, merkent wie,
 als ich ûch wil betûten hie:
 ‘er gruob ein gruobe und muost er sîn
 der êrste, der dâ viel darîn.’
 ze glîcher wîse disem beschach
 – ich meine Perillum [...]. (V. 2389–2396)

Mit den Einblicken in das Denken und die Motivation der Figuren, den Charakterisierungen und Vorausdeutungen sind hier spezifisch narrative Techniken zur Leserlenkung eingesetzt, durch die die Sprechinstanz erzählerhafte Züge annimmt.

Von entscheidender Wichtigkeit aber für die didaktische Wirksamkeit des Textes ist der mehrfach explizit aktivierte Kontakt zwischen Sprechinstanz und anvisierten Rezipienten. So redet z. B. das Sprecher-Ich sein Publikum direkt an und fordert es zur Aufmerksamkeit auf (V. 2391f. [...] *merkent wie, / als ich ûch wil betûten hie*). An einer anderen Stelle hebt es durch den Gebrauch der 1. Person Plural den kategorialen Unterschied zwischen Belehrendem und Belehrteten auf:

[...] des mügen w i r hân
 manig bîzeichen, aber sunderlich
 an disem buoche: dâ vand ich,
 als ü n s schribt Orosius
 von einem, hies Perillus. (V. 2368–2372, Hervorhebungen F. K.)

Mit *disem buoche* ist Jacobus’ Schachtraktat gemeint, und der Rückbezug auf die Quelle verdeutlicht hier noch einmal, dass Konrad sich als Weitergabeinstanz dessen sieht, was er selbst beim Lesen des Buches gelernt hat. Vor allem im Vergleich zum neutralen Berichtston und der Monologizität von Jacobus’ Fassung fällt diese Art inszenierter Dialogizität auf; der stark distanzsprachliche Charakter der lateinischen Vorlage ist deutlich zurückgenommen.

Die sprachliche Gestaltung des ›Schachzabelbuch‹ weist einige markante Auffälligkeiten auf. Betrachtet man z. B. die Einleitung des Perillus-Exempels unabhängig von der Reimbindung, so ergibt sich ein klar gebauter, gut verständlicher Satz:

Ein künig sol niht alleine hân die tugent,
 das er milte sî und wârhaft:
 er sol hân dâbî die tugent,
 das er kestige,
 die in wellen underwîsen,
 wie er vreissam werde und grûwelich.

Die kohäsiven Mittel sind regelkonform und sinnvoll eingesetzt: die Wiederaufnahme des Subjekts *künig* im Personalpronomen *er* sorgt für eine klare Koreferentialisierung; rekurrente Begriffe (*sol, hân, tugent, das er*) beziehen die beiden Teilsätze ebenso aufeinander wie der korrelative Ausdruck *niht*

alleine [...] *dâbi*. Das die Objektsätze einleitende *das*, das Relativpronomen *die* und das indirekte Fragepronomen *wie* verleihen dem Satz eine klare hypotaktische Struktur. Es entsteht ein Parallelismus mit wachsenden Gliedern. Jeder der beiden Teilsätze schließt mit zwei durch *und* verknüpften prädikativen Adjektiven ab (*milte sî und wârhaft* [...] *vreissam werde und grûwelich*), die semantisch eine Antithese bilden und so die Extrempole rechten und falschen Verhaltens eines Königs abbilden. Das ist rhetorisch ansprechend gebaut und zur Markierung eines Abschnittsbeginns klug positioniert.

Die Verteilung der Satzglieder auf den für ein mittelhochdeutsches Lehrgedicht üblichen vierhebigen Reimpaarvers steht jedoch der rhetorischen Gestaltung entgegen:

Ein künig sol niht alleine hân
 die tugent, das er milte sî
 und wârhaft: er sol hân dâbi
 die tugent, das er kestige, die
 in wellen underwîsen, wie
 er vreissam werde und grûwelich. (V. 2356–2361)

Während *vreissam werde und grûwelich* in einem Vers zu stehen kommt, wird *milte sî/und wârhaft* durch eine Versgrenze auseinander gerissen. Außerdem stören die Enjambements *die/in wellen* und *wie/er vreissam* den Satzfluss, ohne dass damit ein erkennbarer poetischer Gewinn verbunden wäre. Konrad ist sich offensichtlich des gattungskonstitutiven Metrums bewusst, ohne dass er es selbst aktiv hinreichend beherrschen würde.³⁰ Seine Bemerkungen im Prolog über die Unzulänglichkeit seiner Reime und die Aufforderung an die Hörer und Leser, sie metrisch zu bessern (V. 31–45), verlieren so einen Teil ihrer topischen Wirkung.

Neben klar strukturierten Sätzen gibt es bei Konrad aber auch unübersichtliche Gebilde, deren Konstruktion nicht stringent durchgehalten ist. Ein Beispiel dafür ist die sich über 19 Verse hinziehende Beschreibung des ehernen Stiers und seines Zwecks:

an des ohsen sîte macht er ein
 türlîn, darîn man solte
 stößen, swen er wolte
 verderben, und denne besliessen wider,
 und solt man under den ohsen nider
 ein stark grôs vûr machen;
 sô von des vûres sachen
 der ohse hize empfienge
 und denne die lût angienge
 in dem ohsen von der hize nôt:

³⁰ Unsicherheiten im Umgang mit den zum Texttyp gehörenden Merkmalen verzeichnet Oesterreicher (Anm. 9), S. 409f., ebenfalls als Kennzeichen von Texten ungeübter Schreiber.

ê si denne erliten den tôt,
 sô müestens von nôten schrijen
 und jâmerlich erglîjen;
 sô denne dur des ohsen munt
 dû stimme erschulle, das doch unkunt
 dem künge wâr menschlich stimme
 und das er dâvon grimme
 wurde, swenn sô jâmerlich
 si lüeten dem ohsen glîch. (V. 2416–2434)

Im Prinzip handelt es sich um einen zweigliedrigen parataktischen Hauptsatz (*an des ohsen site [...] vûr machen*), an den ein finaler Nebensatz ebenfalls mit doppeltem Prädikat angeschlossen ist (*das doch unkunt [...] das er dâvon grimme wurde*). In den Finalsatz sind vier aneinander gereihte Bedingungsätze eingeschoben (*sô von des vûres [...] und denne [...] sô müestens [...] sô denne*), von denen der dritte wie die Folge der ersten beiden wirkt und zusätzlich durch einen Temporalsatz ergänzt ist (*ê si [...] den tôt*). Bei komplexeren hypotaktischen Gebilden gerät Konrad nicht nur an dieser Stelle in Formulierungsschwierigkeiten. Hier hängt die langgezogene Konstruktion wahrscheinlich mit der lateinischen Vorlage zusammen, die die Wirkungsweise des Folterinstruments ebenfalls in einem komplex gebauten Satz abhandelt, aber durch die Vielfalt der lateinischen Unterordnungsmöglichkeiten syntaktisch stets klar bleibt.

An anderer Stelle finden sich Beispiele für den von Schlieben-Lange beschriebenen erhöhten hyperkorrekten Einsatz kohäsiver referentieller Mittel:

ze glîcher wîse disem beschach
 – ich meine Perillum –; wan dô der sach
 das der küng sô grimme was,
 dô gedâht er mit im selber, das
 er dem künge wurde wert,
 wan er grimmer dinge gert,
 das er denne erdâhte
 ein nûwen vunt und den brâhte,
 dem künge, den ich hân genant. (V. 2395–2403)

In den ersten beiden zitierten Versen wird nicht nur Perillus' Name genannt, sondern zusätzlich zweimal mit Hilfe von Demonstrativpronomina (*disem, der*) auf ihn verwiesen. Diese Häufung hat stark nächsprachlichen Charakter: Es wirkt, als habe der Sprecher während des Redens an einer Reaktion seines Gesprächspartners bemerkt, dass nicht hinreichend klar war, wer *disem* ist, und deshalb sich selbst korrigierend den Namen des Gemeinten nachgetragen, um den Bezug anschließend durch ein weiteres Demonstrativpronomen zu bekräftigen. Nach den Regeln der Schriftkommunikation hätte erst der Name Perillus genannt werden müssen. Danach wäre ein einfaches *er* zur Koreferentialisierung ausreichend gewesen; auf die Parenthese hätte verzichtet werden können. Überdeterminiert wirkt auch die Referenz auf die zweite

im Textstück vorkommende männliche Person, den König. Offensichtlich um Verwechslungen mit Perillus zu vermeiden, hat Konrad den Begriff *küing* stets wiederholt und zusätzlich noch durch einen Rückverweis gestärkt (*den ich hân genant*), ohne auf die Möglichkeit der Substitution zurückzugreifen. Im Bereich der Schriftlichkeit wirkt erhöhte Rekurrenz eintönig und einfalllos, vor allem, wenn wie hier der Zweck der zweifelsfreien Eindeutigkeit verfehlt wird, denn das *er* in *wan er grimmer dinge gert* bleibt referentiell unscharf.

Es sind aber nicht nur Referentialisierungen durch Rekurrenz, die Konrad den Vorwurf „notorische[r] Weitschweifigkeit“³¹ eingebracht haben. Konrad hat insgesamt die klare Tendenz, kurz hintereinander dasselbe mit denselben Wörtern zu sagen:

der ward an einem küing gewar,
 der was Phalaris genant,
 das er durahte [*heimsuchte* – F. K.] manig lant
 und vil lûte darinne.
 er hate wênig minne
 zuo keinen milten dingen.
 sîn grimmekeit im bringen
 kunde, das er durahte
 mengen menschen und erdâhte
 menge marter wunderliche [...]. (V. 2374–2383)

Der alliterierenden Folge *mengen menschen* [...] *menge marter* könnte man für sich genommen noch rhetorische Qualität zuweisen. Der weitere Kontext zerstört aber diesen Eindruck, da *durahte* und *manig* bereits unmittelbar zuvor verwendet worden waren; auch *mengen menschen* bringt keinen neuen Gedanken, sondern ist lediglich eine Substitution von *vil lûte*.

Diese Wiederholungen gibt es nicht nur im Bereich einzelner Wörter; sie können sich auch auf ganze Syntagmen erstrecken. Auf diese Weise entstehen Exkurse ohne erkennbaren Informationswert, die in distanzsprachlicher Kommunikation redundant wirken:

wan nu Perillo was erkant,
 swas man wûrken solde
 von silber und von golde
 – oder was gesmîde geheissen mag,
 swas giessen oder hamerslag
 wûrken sol, das was im kunt –:
 nu gedâht er an der selben stunt,
 das ers iemer mêre
 genüsse, und gôs von êre
 einen holen ohsen grôs. (V. 2404–2413)

³¹ Plessow (Anm. 4), S. 90.

An dieser Stelle wirkt die Ausgestaltung von Perillus' Beruf überflüssig, da Konrad erst dreißig Verse zuvor mitgeteilt hatte, dass Perillus ein Schmied war (V. 2372f.: *von einem, hies Perillus: / der was von gesmîde ein meister gar*).³² Wiederholungen sind ein probates Mittel, um didaktische Wirksamkeit zu garantieren. Werden sie im Übermaß auf engem Raum eingesetzt, verlieren sie in der Schriftkommunikation ihren Wert und bewirken Überdross, während sie im mündlichen Dialog lange nicht so schnell die Lebendigkeit einer Erzählung beeinträchtigen und die Geduld des Zuhörers herausfordern.

Von Redundanzen ist auch das letzte Textbeispiel geprägt:

Dô nu Perillus vollebrâht
dis werk, als er hat gedâht,
als ich ûch hab geseit ê
– was sol ich ûch nu sagen mê? –
er brâhts dem künge und wânde im wesen
gar werde, als ich hân gelesen. (V. 2435–2440)

Zum dritten Mal ist erwähnt, dass Perillus mit seinem Werk die Gunst des Königs gewinnen will (außerdem: V. 2399 und 2411f.), zum zweiten Mal innerhalb dieses Exempels beruft sich Konrads Sprecher-Ich auf seine Quelle (außerdem: V. 2370). Aber hier ist noch ein weiterer Gesichtspunkt von Interesse, nämlich Konrads schriftlichkeitsferner Umgang mit metakommunikativen Äußerungen. Sein Rückverweis (*als ich ûch hab geseit ê*) hat hier ebenfalls einen redundanten Zug, weil das Erzählte, auf das zurückverwiesen wird, unmittelbar vorausgeht. Rückverweise und Wiederaufnahmen an Stellen, wo sie für das Verständnis eines schriftlichen Textes nicht zwingend notwendig sind, weisen ebenso wie der erhöhte Einsatz von Wiederholungen auf eine nahe Sprachliche Prägung der Schriftkompetenz des Autors hin.

IV. Ergebnisse

Konrads mittelhochdeutsche Fassung des ›Liber de moribus‹ kann kaum als Übersetzung im modernen Sinn bezeichnet werden; zu stark sind die Eingriffe und Ergänzungen struktureller und inhaltlicher Art. Dennoch offenbart sich in ihr ein großer Respekt vor dem Original. Dieser Widerspruch erklärt sich dadurch, dass Konrad die von Jacobus für den Rezipienten seines Textes vorgesehene Aufgabe erfüllt, als Multiplikator für dessen Inhalt zu wirken.

³² Man könnte Konrad allenfalls unterstellen, dass er mit dem Exkurs, der ja das Geschehen auffällig retardiert, eine spannungssteigernde Wirkung erzielen wollte. Aber auch dann ist die Position dieses retardierenden Moments in der Exposition der Geschichte nicht eben glücklich gewählt.

In linguistischer Hinsicht präsentiert sich Konrads Text sehr uneinheitlich.³³ Die klare Disposition der einzelnen Exempelgeschichten ist gekoppelt mit redundanten Wiederholungen; rhetorisch ansprechende Lösungen bilden einen starken Kontrast zu ihrer holperigen und von sinnstörenden Enjambelements geprägten Umsetzung in vierhebige Reimpaarverse; klarer Satzbau steht neben hypotaktisch unübersichtlichen und inkonzinnen „Satz-Ungetümen“; trotz forcierten Einsatzes kohäsiver Elemente zur Referentialisierung gibt es unmarkierte Subjektswechsel und unklare Bezüge.

Konrad verfügt über im 14. Jahrhundert vergleichsweise gute Bildung. Er hat eine Vorstellung von den gattungsbezogenen metrischen Normen des Texttyps ‘mittelhochdeutsches Lehrgedicht’, kann sie aber selbst nur unzureichend umsetzen. Durch seine seelsorgerlichen Aufgaben ist er geübt in der Produktion medial mündlicher Lehr- und Predigttexte. Über seine eigene Lektüre ist er regelmäßig mit dem distanzsprachlichen Niveau lateinischer erbaulicher Schriften konfrontiert. Er kennt an das Medium der Schriftlichkeit gebundene Elemente und setzt sie – wie an seinem Akrostichon im Epilog deutlich wird – auch ein. Aber insbesondere dann, wenn er Jacobus übersetzt und nicht frei formuliert, hat er Schwierigkeiten, im Deutschen adäquate Lösungen im Bereich der Koreferentialisierung und der Textdeixis zu finden. An diesen Stellen zeigen Konrads Versprachlichungsstrategien eindeutige Merkmale bemühter Schriftlichkeit, die zu einer vom Autor nicht intendierten nähesprachlichen Prägung seines Textes führen.

Auf der anderen Seite kommt Konrad seinem anvisierten Publikum, den ‘Endverbrauchern’ von Jacobus’ tugenddidaktischem Schachtraktat, entgegen, indem er lebendig auserzählt, Figurenhandeln motiviert und verständnissichernde Passagen einbaut. Insbesondere durch die starke Präsenz eines Sprecher-Ichs, das durch Leseransprachen die Dialogizität einer medial mündlichen Kommunikationssituation evoziert, und durch die Stärkung syntagmatischer Bezüge, die die Linearität des Textes hervorheben, nimmt Konrad hier eine bewusste Vermündlichung seiner stark distanzsprachlich geprägten lateinischen Vorlage vor. Damit war er erfolgreich, wie die 22 teilweise prachtvoll illustrierten Handschriften zeigen. Konrads Publikum scheinen die medialen und konzeptionellen Mängel seiner Versprachlichungsstrategien angesichts der Erfordernisse schriftsprachlicher Kommunikation nicht gestört zu haben – wohl, weil sie durch Vorlesen und der damit verbundenen Rückkehr der Stimme kompensiert werden konnten, und weil sie im Prozess der allgemeinen Verschriftlichung der deutschen Sprache im 14. und 15. Jahrhundert in einem tugenddidaktischen Text nicht weiter ungewöhnlich waren.

³³ Dass Texte ungeübter Schreiber defizitäre und hyperkorrekte Aspekte zugleich aufweisen können, konstatiert auch Schlieben-Lange (Anm. 7), S. 256f.

